I. publ. E.
44
d

J. Publ. C. 44.d

Bemerkungen

eines

Sachkundigen

über den

Preußischen Separat-Frieden

und die

inneren Veranlassungen

desselben.

Hamburg und Kiel 1796.

„Wer in unsern Tagen Fürsten tadeln will,
„muß ihre Weichlichkeit, ihre Unthätigkeit, und
„ihre Unwissenheit angreifen; größtentheils sind
„sie mehr schwach, als ehrgeizig, und mehr ei-
„tel, als herrschsüchtig."

Friedrich II. in seinen Werken, 6. Band, S. 134. nach der Wiener Auflage.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Akte, welche über den neuen preußischen Allianz-Traktat errichtet worden ist, hat eben nicht viel Merkwürdiges an sich, bis auf die Sache, von welcher sie handelt. Man hört darinn zwey Hauptsachen, die man ohnehin schon länger als seit gestern wußte, nämlich: daß die preußische Friedenspartbey mit dem Wohlfahrts-Ausschuße zu Paris — (nicht mit der französischen Republik, denn das ist einmal für allemal grundfalsch) — in Friede, Freundschaft und gutem Vernehmen stehe, und dann, daß diese preußische Kabinets-Parthey alle

bona Officia verwenden wolle, um mittelst eines neuen Fürstenbundes das Bischen Ordnung und Einigkeit, welches bisher der Kaiser noch nothdürftig genug im deutschen Reiche aufrecht zu erhalten vermochte, bis Ende dieses Jahrhunderts noch vollends zu Grunde zu richten und zu zerstöhren.

Wenn ich mit der partheylosesten Unbefangenheit mein moralisches Gefühl befrage, so kann ich über diese französisch-preußische Friedens-Urkunde nicht anders, als im Namen der Menschheit erröthen. Hätte ein preußischer Privatmann nur in Absicht seiner Privatverhälnisse je eine Urkunde dieser Art von sich gestellt, so müßte ihn die preußische Justitz wenigstens als einen Verräther seiner Freunde, und als Mitgenossen einer Räuber-Bande erklärt, und ihn gerichtlich als solchen behandelt haben. Die Urkunde spricht von Frieden, Freundschaft und gutem Vernehmen. Mit wem? Es ist empörend, diese Frage zu beantworten.

Si-

Sitzen denn im Pariser Wohlfahrts-Ausschuße und in der diplomatischen Kommitte nicht immer noch eben dieselben Leute, die man einst in offiziellen Proklamationen und Manifesten Königsmörder, Gotteslängner, Bösewichte, Zerstöhrer aller gesellschaftlichen Ordnung, und mit mehreren dergleichen Titeln benannte, die man anderwärts noch mit den wohlverdienten Titeln Kannibalen und Menschenfresser vermehret hat? Sieyes, der Haupt-Königsmörder, der sein trocknes Ja zu diesem Morde gab, ist noch da; er ist Regierer der von ihm gestifteten Republik, und war es immer. Seine Gesellen sind noch gleichfalls da, und sie sind das geblieben, was sie waren, wenn auch die neuere Ordnung der Dinge und die Vorsorge für ihre eigne Köpfe sie genöthigt hat, ein System des Moderantismus zu affichiren, das nicht eine der Ungerechtigkeiten und Greuelthaten gut zu machen im Stande ist, die sie einst selbst begangen haben.

Diese Leute nennt der König von Preussen, der als religiöser Christ und als ein Mann, der von Freyheit und Gleichheit der Völker unmöglich Vortheile ziehen kann, nun seine Freunde! Wenn man diese Leute in Dänemark und Schweden so nennt, so wundert sich eben Niemand darüber. Dort ist ein Minister und ein Regent, die sich beyde schon längst in solchen freundschaftlichen Verhältnissen mit ihnen befunden, und hieraus der Welt sogar kein Geheimniß gemacht haben *). Eben so wenig wundert man sich über die freundschaftliche Vorliebe, welche die freye Reichsstadt Hamburg gegen diese Leute

trägt.

*) Aus den gedruckten Akten des Wilhelmsbaader Freymaurer-Konvents erfährt man S. 127 — 129: daß der Herzog von Süd. (Südermannland), welchen man im Rosenkreuzer-System den durchlauchtigsten *und* hochwürdigsten Br. a S. V. nannte, der Dirigent der schwedischen Provinz gewesen ist. — Wir werden in der Folge auf diese wichtige Bemerkung zurückkommen müssen.

trägt. Da ist patriotischer Judaismus im Spiele, und die Hamburgischen Pfeffersäcke finden nirgend so schönes Geld, als welches die Handhaber der französischen Republik ihnen mit vollen Händen liefern. — Aber Preussen — dieses schon längst von den dermaligen guten Freunden für den despotischsten Staat erklärte und so oft beschimpfte Preussen, dermalen mit eben jenen Schimpfrednern in gutem Verneh- men — welches Räthsel! Doch finden wir viel- leicht den Schlüssel dazu.

Dieser Schlüssel liegt gröstentheils in dem bekannten Sprüchworte: **Versprich nicht mehr, als du halten kannst** *) — ein Sprüchwort und eine Lebensregel, die es wahr- lich verdiente, in den Kabinetten der Könige wenigstens eben so befolgt zu werden, wie in dem gemeinen Leben der übrigen Landeseinwoh- ner; denn die Versprechungen der Kabinette be- zie-

*) Bene promittis Multa; ex multis *Omnia* incassum cadunt, sagt Plautus.

zielen meistens große Dinge, Dinge, von denen gesagt zu werden pflegt, daß sie das Wohl der Menschheit zur einzigen Absicht haben *); wobey denn aber unvermeidlich eben so große **Verwirrungen** entstehen müssen, wenn man seine zum Wohl der Menschheit ventilirten Versprechungen nicht gehörig befolgt.

Der König von Preussen scheint nicht alle die Hindernisse gefühlt und erkannt zu haben, die ihm bey einer Allianz mit Oesterreich, im Fall sie dauerhaft seyn sollte, und bey einem von seiner Seite zu führenden Offensiv-Kriege gegen Frankreich überall in den Weg treten mußten. Er mochte die verschiedenen Ereignisse und die periodischen Zufälle nicht hinlänglich berechnet haben — und wer mag auch alles in vorhinein wissen, was in der Zukunft geschehen wird! — welche sich in Absicht dieser beyden Verhältnisse von Zeit zu Zeit einfinden dürften. Er mochte sich nicht gesagt haben, daß, wenn auch da und

dort

*) S. die preußische Erklärung am Reichstage.

dort Hindernisse einträten, (und Hindernisse giebt es in allen menschlichen Dingen,) es dann sein Ruhm und seine Pflicht nothwendig erforderten, die Hindernisse sich unterthänig zu machen, nicht aber sich den Hindernissen.

Es gab allerdings mehrere wohldenkende Leute in den preußischen Ländern, welche sich über die österreichisch-preußische Allianz aufrichtig freuten, denn sie waren der Meynung, nun werde doch einmal die ruhige Zeit kommen, da man nicht immer neue Kriege besorgen müsse, und da es einem Preußen erlaubt seyn werde, einem Oesterreicher ein freundliches Gesicht machen zu dürfen, ohne zu befürchten, dieser Freundlichkeit wegen für einen österreichischen Spion und einen muthmaßlichen Landesverräther gehalten zu werden, was bis dahin so ziemlich der Fall, wenigstens in Schlesien, gewesen war.

Dagegen huckten aber auch gewisse andre wohlbekannte Partheyen im Hinterhalte, deren

alter

alter Groll gegen Oesterreich gerade durch die neue Allianz noch mehr gereizt wurde. Alle ihre großen Projekte zur fernern Despoliation des österreichischen Staats wurden nun politisches Makulatur. Eine ergiebige Finanzquelle war verstopft; denn nun wollte es sich doch nicht schicken, durch Spioniren, Hetzen, Aufwiegeln, Oel ins Feuer gießen u. s. w. dem österreichischen Staat ferner wehe zu thun. Sie mußten sich, dem Willen des Königs gemäß, zu einiger Wohlanständigkeit bequemen. Sie mußten sogar Beyfall affektiren, und den König merken lassen, sie fänden seine Allianz sehr weise und gerecht.

An der Spitze dieser Partheyen stand Herzberg *) nebst seinem ganzen großen Anhang. Wie

*) Da es billig ist, einen so großen Mann, wie Herzberg, nicht ohne Grabschrift zu lassen, und da, so viel ich weiß, seine Freunde noch keine entworfen haben, so thei-

Wie Herzberg gegen den österreichischen Hof gestimmt war, ist überall bekannt. Eben so bekannt

theile ich den Lesern hier vorläufig eine mit, die sich auf einem schönen großen Mausoläum allerdings nicht übel ausnehmen würde:

Herzbergius — hic jacet — fama, Nomine, factis ter clarus. — Professor olim, Satrapa tandem, a Consiliis secretissimis Regibus binis, — Mentis iis, Lux. — Huic — quod bonum, felix, faustum, fortunatumque — Borussiae, — Infestum, Detestatum, Perniciosum, Nefandum — Austriae, — continuis in Votis erat, manebat. — Nam — Machiavelli Discipulus, — Richelii Aemulus, — Kaunitzio insidiosissimus — exquisitissimis Politices umbraculis, — omni Strategematis genere — hanc — divellere, truncare, conquassare — confestim conabatur. — Foedus inglorium — Principum vix Germanorum — Caesari suo invi-

kannt ist sein Einfluß und seine allgewaltige Macht im Berliner Kabinet. Der König ertheilte

visum, — dum pericula umbrivaga — Patriae imminentia mentiretur, — invenit, adauxit, stipavit: — hoc in opere — sectae Illuminaticae — proh exitiosae, — cujus Magister, Princeps, Dux, — omni adjuvamine — viritim suffulcitus. — Gallorum — familiaris non innotus — nova rerum discrimina — sanguinolenta — mortifera, execrabilia, crudelissima, — et — Regicidarum — Attentata seditiosissima — connivendo non coercebat — dum poterat; — imo — Gentes disturbavit omnes. — Sic — gaudebat Pace nuper constructa — foedifraga — Brennorum Turbis acceptissima. — Stat Austria — beata, felix, gloriosa, incolumis — non coinquinata — turpi foedifragio. — Stabit. — Dormit ille — dormitionem sempiternam, — quam dormire inceperat — XXVII Maji MDCCLXXXXV. — Dormiat! — Requies-

theilte ihm gleich bey seiner Thronbesteigung den großen schwarzen Adlerorden, und nannte ihn seinen Rathgeber und Freund. Herzberg, die Seele und der Nestor des Berliner Kabinets, sah und erfuhr alles, was seit der Regierung des neuen Königs im Innersten aller Geschäfte vorgieng; er leitete alle Geschäfte und den König selbst. Seine Superiorität stieg auf einen Grad, wie sie kaum Richelieu behauptet haben mochte.

Die Gährungen in Holland, die Aufwiegeley in den Niederlanden, der Türkenkrieg, die Verwirrungen in Ungarn, die Revolution in Pohlen, und selbst die Revolution in Frankreich waren größtentheils sein Werk; alle diese menschenfreundlichen Geschäfte krönte er mit dem Friedens-Traktat zu Szistow, und mit der Reichenbacher Konvention, wo er alle Ueberreste seines politischen Genies erschöpfte, um am

quiescat — Paci futurae innoxius — dummodo et fratres ejus!

Schluße seiner sich zu Ende nahenden öffentlichen diplomatischen Laufbahn, den Wiener Hof und den Fürsten Kaunitz noch mit dem empfindlichsten Verdruße zu schikaniren.

Nun war sein Ziel gekommen, und er mußte seine Minister-Rolle mit der Präsidentenstelle der Berliner Akademie, und mit der einsamen Ruhe eines philosophischen Privatmannes vertauschen. Ruhe konnte aber doch wohl die Sache eines Ministers nicht seyn, dem das Intriguiren und Schikaniren zur zweyten Natur geworden war; und dieß um so weniger, da er jetzt zwey neue und große Gegenstände seiner Schikane vor sich sah: den Wiener Hof, der seine Entfernung gefordert, und seinen König, der diese Entfernung bewilligt hatte.

Seit dieser Zeit beschäftigte ihn und seine Gehilfen, (eben die nämlichen, welche den neuesten Frieden gemacht, und deren erlauchte

Namen sogar die Zeitungen verrathen haben) nichts so angelegentlich, als die Zerstöhrung — oder vielmehr die möglichst ersprießliche Benutzung, der österreichischen Allianz. Rache und Ehrgeiz waren seine Begeisterung. Den Wiener Hof, der ihn gestürzt hatte, wollte er so tief als möglich, subalternisiren; und sein König sollte empfinden, daß der Ruhm oder Unruhm eines Königs von Preussen lediglich auf den Ränken und Kniffen eines Ex-Ministers Herzberg beruhe.

Wußte denn der König von dem Allen nichts? Hatte er denn keine Leute um sich, die ihm dieß sagten? Und sagte ihm Niemand etwas davon, so gab es ja sogar öffentliche Beweise, die ihn belehren konnten, daß Herzberg auch als Ex-Minister das Departement der auswärtigen Geschäfte beherrsche; denn — um nur ein Faktum anzuführen — er berief den Illuminaten und Bibliothekar Chun zu Cassel, den der Landgraf von Hessen-Cassel verdächtiger Korre-

spon-

spondenz wegen von seinem Amt entfernt hatte, zu sich nach Berlin, gab ihm das Diplom eines Mitgliedes der Berliner Akademie der Wissenschaften, und stellte ihn als Sekretär bey dem Departement der auswärtigen Geschäfte an. Dieß kann dem König doch nicht unbekannt geblieben seyn, denn man versichert, der Landgraf von Hessen-Cassel habe sich offiziel darüber beschwert, daß ein von ihm mit Recht amovirter Beamter in Berlin eine so ausgezeichnete und plausible Protektion gefunden habe.

Während nun der König diese und ähnliche Dinge nicht zu wissen schien, oder wirklich nichts davon erfuhr, arbeitete Herzberg nach allen Kräften, dasjenige, was die österreichische Parthey von Seiten Preussens erforderte, möglichst zu vereiteln und zu hemmen. Worinn dieses Hemmen bestand, wird sich in der Folge zeigen. Hier ist bloß zu bemerken, daß dem Könige, für seine Person, die geheimen Operationen der Herzbergschen Parthey nicht zur Schuld

fallen

fallen konnten, denn er wußte sie entweder gar nicht, oder nicht in dem ganzen Detail und Zusammenhange, wie sie eigentlich betrieben wurden. Sein Wille war immer gut; seine persönlichen Aeusserungen verriethen Offenheit und Biederkeit, sein Kabinet schien, mittelst seiner Inspiration, von einem neuen ungewöhnlichen Geiste einer geraden Politik belebt, und es hatte das volle Ansehen, die damalige große Angelegenheit aller kombinirten Mächte, die Bekämpfung der französischen Revolution, beschäftige kein Kabinet mit so viel tiefempfundnen Interesse, als jenes zu Berlin; denn man hatte dort zuerst den großen Plan entworfen, schnurstracks nach Paris zu gehen, alle Jakobiner zu hängen, die königliche Familie auf den Thron zu setzen, und den Franzosen einen so festen Zaum anzulegen, daß es ihnen ewig nicht mehr beyfallen solle, zu rebelliren und zu revolutioniren.

Ein andres Hinderniß, warum der König nicht im Stande war, alle jene Versprechungen

und Verpflichtungen, welche er in der Allianz stipulirt hatte, in der Ausübung vollkommen geltend zu machen, lag darinn: daß die Herzbergsche Parthey von jeher ein ganz entgegengesetztes System von demjenigen betrieb, welches der König in seiner Allianz zum Grunde legte. Der König garantirte Oesterreich alle seine Besitzungen und Länder; Herzberg wollte Oesterreich um Böhmen, Ungarn, die Niederlande und Gallizien bringen. Der König versprach ewige Freundschaft; Herzberg wollte ewige Feindschaft. Der König insinuirte mit keinem Worte, daß er in Absicht der deutschen Reichsverfassung Aenderungen, Eingriffe und Beeinträchtigungen der kaiserlichen Würde und Gerechtsame im Sinne führe, Herzberg baute und zettelte in der Stille einen neuen Fürstenbund zusammen, log den Reichsfürsten, wie einst zu Josephs II. Zeiten, abermal entsetzliche Vaterlands-Gefahren vor, sprach von neuen Vertauschungen und Eroberungs-Projekten, streute durch seine Emissare und subordinirten

Brü-

Brůder, deren manche Stern und Band tru-
gen, ůberall in Deutschland den Saamen der
Zwietracht und des Mißtrauens aus, und be-
wirkte einsweilen ganz inkognito dasjenige, was
wir dermalen so ziemlich erfüllt sehen, nämlich
die Präponderanz des Hauses Preussen im deut-
schen Reiche, das Gegen-Kaiserthum der herr-
schenden preußischen Faktion, einen schändlichen
Frieden mit einer verhungerten Interims-Re-
publik; und in Folge dessen eine schulmeisterische
Superiorität bey Dirigirung des künftigen Frie-
dens-Geschäfts, wo denn der preußische Adler,
der so gern vergißt, daß sein Wahlspruch Suum
Cuique ist, die bedrängten Reichsfürsten unter
seine zwey rothen oder schwarzen Flügel nehmen,
oder durch eine wohlausgesonnene Demarkations-
linie sie zwingen könnte, einzugestehen: Preußen
sey doch einmal für allemal das große Asil alles
Kummers und aller Noth, und da könnten alle
Potentaten von Europa nöthigen Falls, und
wenn sie bevor durch Resignationen ihrer Länder,
oder in baarer Münze die Gebühr erlegt hätten,

 sichre

sichre Zuflucht gegen Regen, Wind und Sonnenschein dienstfreundlichst finden.

Man sagt freylich hiebey mit einiger Verwunderung: Warum litt und leidet denn der König, daß verborgene Faktionen und offenbare Komplotte in seinem Lande und in seinen ministeriellen Operationen so eigenmächtig schalten und walten, und gar das Gegentheil von dem betreiben dürfen, was er im Angesicht von Europa an andre Mächte so feyerlich und auf sein geheiligtes Königswort versprochen hat? Ist er etwa, setzt man bedenklich hinzu, insgeheim selbst miteinverstanden? — Nicht im geringsten. Die Sache geht ganz natürlich zu. Seine zu große Güte, lediglich seine zu große Güte und Nachsicht ist Schuld an dem allen. Friedrich II. dieser größte und Einzige aller Könige, wie die Berliner und Herzberg selbst ihn nennen, hätte allerdings alle diese Faktionen, wenigstens die Chefs derselben, unmaaßgeblich nach Spandau in die Brunnen-Kur geschickt. Friedrich

Wil-

Wilhelm II. hingegen will sich keiner solcher Machtsprüche schuldig machen; und wollte er die Sache im Wege Rechtens betreiben lassen, so weiß er Beyspiele, daß sein eignes Kammergericht seine Befehle nicht respektirt, und allenfalls einen deistischen Prediger, den der König seines Amtes entsetzt hatte, für unschuldig erklärt, und in sein Amt wieder einsetzt.

Was diese übertriebene Nachsicht in die Länge noch alles für Folgen haben wird, das steht bisher zu erwarten. Einsweilen sind die Beweise da, daß sie dem Könige seinen Respekt benommen hat *). Vermochte er ja nicht einmal, sein so feyerlich gegebenes Religions-Edikt seit 1788 bis jetzt in Gang und Ausübung zu bringen! Mit der Berliner Censur, über welche so viel befohlen wurde, ist es vollends ein Jammer. Man will seinen Augen nicht trau-

*) Tacitus sagt von dem Kaiser Galba: Cum apud infirmum et credulum *minore metu*, et *majore proemio* peccaretur.

trauen, wenn man eine Menge, zu Berlin gedruckte, Schriften und Skarteken, besonders über das Religions-Edikt, liest, in welchen die Person des Königs, und eines seiner Minister, so niedrig mißhandelt wird, daß man in andern Ländern den Verfassern und Druckern derselben Zuchthaus und Staubbesen zuerkennen würde. In Berlin werden alle diese Schriften frey verkauft. Die wohlbekannten Faktionen sagen dem Könige: Dieß alles habe nichts zu bedeuten; er solle auf dergleichen Libelle nicht achten; sein Ruhm stehe ohnehin fest genug; Friedrich II. habe auch nicht darauf geachtet, und eben dieß sey eine der glorreichsten Zierden seiner unverweslichen Unsterblichkeit.

Es ist dieß freylich nicht wahr; denn Friedrich II. hat manche freche Libellisten, die ihm mit ihren Zähnen gar zu nahe kamen, exemplarisch züchtigen lassen. Aber wär es auch, so muß bedacht werden, daß sich seit seinem Tode gar vieles geändert hat, und daß seitdem Dinge

zur

zur Reife gekommen sind, die zu seiner Zeit erst blühten. Den Respekt soll sich in diesen Zeiten ja kein Monarch wegläſtern oder wegintriguiren lassen, sonst geschieht es, daß diejenigen, welche den Respekt versagen, **auch thun, was** sie **wollen.** Ein großer Beweis ist Herzberg. Der König nahm ihm die Ministerstelle. Dafür regierte Herzberg inkognito die ganze preußische Monarchie, und mischte sich daneben in alle Händel von Europa. Warum that er dieß? Weil er wußte, daß er ohne Gefahr auf die Güte seines Königs sündigen dürfe, und daß diese Güte ihm es denn doch verzeihen würde, wenn er auch dem Könige einmal sein Land über dem Kopfe zusammen revolutionirte.

Diese zu große Güte, sonst allenfalls ein liebenswürdiger Fehler an einem Privatmanne, ist an einem Könige schwer oder gar nicht zu entschuldigen, denn sie stiftet Böses. Ein König muß sein Schwerdt nicht umsonst tragen; und eben so wenig muß er sich von kühnen Faktio-

tio-

tionen verspotten und sürpreniren lassen. Der Basler Friede ist nichts, als eine Sürprise einer Faktion, welche die Gutmüthigkeit und Lenksamkeit des Königs als ihr Palladium betrachtet hat, mittelst dessen sie glaubt, für die Folgen dieses treulosen Friedens nie verantwortlich zu werden. Der König kommt sicher noch, und vielleicht ehe ein Jahr vergeht, in die Lage, die Faktion über ihre Sürprise zur Rede stellen zu müssen. Was sie dann antworten wird, das weiß ich nicht. Aber Europa wird sagen: Der König hätte alle Strenge zeigen sollen, um diese schändliche Sürprise, die seine Ehre und seinen Ruhm so schrecklich kompromittirt, zur rechten Zeit zu verhindern.

Ueberhaupt wäre es rathsam, in Berlin und Potzdam das System der Güte einmal zu beseitigen, und dafür das System, wenn nicht der Treue, doch wenigstens einer regelmäßigen Strenge einzuführen. Hieße ich Wöllner oder Bischofswerder, so würde ich diesen

Rath längst mit Nachdruck gegeben haben; und wollte er nichts wirken, so wüsche ich dann meine Hände in Unschuld. Mir fällt es sehr schwer, über diesen Gegenstand eine angemessene Entschuldigung zu finden, so gern ich sie auch finden möchte. Es ist bewiesen und nicht zu läugnen, daß der verkehrte Feldzug in Champagne, der Verlust von Maynz, der Verlust von Brabant, Holland und Luxenburg, die Affäre bey Landau und Weissenburg, der Basler Friede, nebst der abscheulichen Demarkationslinie, bloß und lediglich der allzugroßen Güte und Nachsicht des Königs von Preußen zuzuschreiben sind. Ohne diese Nachsicht hätte hie und da Rechenschaft gefordert werden müssen; oder wurde sie zwischendurch gefordert, so war wieder die Nachsicht da, welche sie vereitelte, und endlich gar ignorirte. —

Ein ferneres Hinderniß der genauen und redlichen Befolgung des mit Oesterreich geschloßnen Allianz-Traktats war die zeitherige Stimmung

mung des preußischen Nationalgeists, der durch Friedrich II. selbst, und vorzüglich durch die Herzbergsche Faktion, größtentheils zu widrigen und feindseligen Gesinnungen gegen das Haus Oesterreich, und sogar gegen die österreichischen Landeseinwohner verhetzt worden war. Die Versprechungen der Könige können nur durch ihre Völker ausgeführt werden. Nun muß man aber die Völker leiten und stimmen, damit sie dasjenige wirklich, und mit gutem Willen thun, was ihr König will und was er an andre Mächte versprochen hat. In der Regel kann ein geistvoller Monarch den Geist seines Volks stimmen, und er muß ihn stimmen können. Nur ist immer die Frage: wie groß und hartnäckig diese Arbeit des Stimmens seye, und wie lange Zeit sie zu ihrer Vollendung erfordern werde?

Hat man an die Beantwortung dieser Frage, und an die Beherzigung aller damit verwandten Umstände zu Berlin hinlänglich gedacht? Es will nicht recht scheinen. In Oester-

sterreich war diese Frage fast überflüßig. Freylich gab es da und dort manche bedenkliche Köpfe, denen um die Zeit der Pillnitzer Negoziation die graeca fides bisweilen durch die Sinne fuhr. Aber sie beruhigten sich allmälig, denn sie hörten so sehr viele freundschaftliche Worte, daß sie endlich zu glauben anfiengen, es müsse doch wirklicher Ernst mit dieser vielen Freundschaft seyn. Hiernächst ist die österreichische Nation im Durchschnitt eine gute, herzvolle Nation, die auf politische Ränke und Kannengiesserey nicht viel hält, und die sich vertrauensvoll und mit einer glücklichen Resignation der Weisheit und der guten Fürsorge ihrer Regenten mit einer beynahe blinden Zuversicht überläßt. Sie räsonnirt nicht viel; sie hat, bis auf einen tollen Haufen jakobinischer Hitzköpfe, Respekt und Ehrfurcht für ihre Obrigkeit. Sie mischt sich nicht in die Geschäfte der Staatskanzley; und den Ministern der inn- und ausländischen Angelegenheiten traut sie so viel Einsicht und Klugheit zu, daß diese, auch ohne ihre Da-

zwischenkunft und ohne ihr Räsonniren, die Regierung des Landes weislich und ordentlich bewerkstelligen werden.

In Preußen ist es ein wenig anders, denn dort ist, wie man seit lange aus allen preußischen Büchern und Manifesten weiß, sehr viel mehr Aufklärung als in Oesterreich, und wo viel Aufklärung ist, wird bekanntlich auch viel räsonnirt, und zwar über Gott, den König, die Obrigkeit und alle Staatshändel in Europa und Asien. Ich bin hievon in der That ein mehrjähriger Zeuge gewesen, und ich bitte den österreichischen, so wie den preußischen Leser, mir hierinn auf mein Wort zu glauben. Die preußische Allianz mit Oesterreich gab zu diesem Räsonniren vielen Stoff. Man erklärte sich großen Theils dagegen — und als endlich gar die Franzosen ins Spiel kamen, und der preußische Hof denselben den Krieg zu erklären entschlossen war, äusserte sich ein lautes Mißvergnügen, denn man war in Preußen, und zumal

in

in Berlin, seit lange her ein eifriger Franzosen-Freund, und sah es sehr ungern, daß die Landsleute Voltärs, und die Vertheidiger der Menschenrechte durch preußische Kanonen sollten zur Raison gebracht werden. Die öffentliche Meynung hierüber erhob sich so laut, daß man sogar in gedruckten Schriften die französische Revolution vertheidigte, und dem Könige von Preußen mit vielem Nachdruck den Krieg gegen die Franzosen widerrieth. Es kamen sogar in einigen preußischen Städten gedruckte und geschriebene Schmähungen gegen den Wiener Hof und den König selbst in Vorschein, bey denen man sich anstellte, als sey es nicht der Mühe werth, davon Notitz zu nehmen.

Am bedenklichsten und am lautesten zeigte sich diese gegen Oesterreich ungünstige Stimmung bey der preußischen Armee *). Ohne

mich

*) Der Deputirte Koch sagte in der National-Versammlung am 10ten Julius 1792

die

mich hierüber in verschiedene wohlbekannte Spezialia und Personalia einzulassen, führe ich eine einzige gedruckte Stelle an, welche darum eine legale Authorität hat, weil sie in einer Schrift steht, die zu Berlin, unter öffentlicher Begünstigung, mit preußischer Zensur gedruckt, und bey der preußischen Armee nicht nur häufig gelesen, sondern sogar von preußischen Generalen zum Vehikel ihrer Sieges-Relationen, und zu verschiedenen Vertheidigungen und Berichtigungen gebraucht worden ist. Diese Schrift heißt: **Politische Annalen von Girtanner.** Im ersten Juliusstück 1793 referirt ein sogenannter Augenzeuge, allem Anschein nach selbst ein Preuße, von den im Felde stehenden preußischen Regimentern folgenden denkwürdigen Bericht:

„Nur bemerkte ich an ihnen, daß sie nicht „mit so lauter Freude, und mit einer so

großen

die Worte: „Die Zöglinge Friedrichs **murren laut** über das Bündniß zwischen Preußen und Oesterreich.“

„großen Zuversicht des Sieges belebt wa„ren, als in dem siebenjährigen Kriege, und „in dem Feldzuge von 1778. (!!!) Die „Meisten unter ihnen hätten lieber ge„gen die Oesterreicher gefochten, „als mit denselben verbunden, „gegen einen ihnen ganz unbekannten Feind, „welchen sie durchgängig mehr ihrer Ver„achtung als des Kampfs werth hielten."

Und mit dieser nämlichen Armee wollte man Paris erobern, und einen Steinhaufen daraus machen!!! ??? — Quelle Gasconade!

Man sieht aus dem Allen, daß dem Könige von Preußen eine Menge wichtige Hindernisse unbekannt waren, welche seiner persönlichen Allianz mit Oesterreich überall unvermeidlich in den Weg treten mußten. Man sieht zugleich, daß es fast über die physischen und moralischen Kräfte des Königs gieng, alle diese Hindernisse so schnell, als es die Lage der Dinge erforderte,

auf die Seite zu schaffen. Man sieht ferner, daß der König die beste Parthey ergriffen haben würde, wenn er nichts unternommen hätte, wobey zu erwarten stünde, daß diese Hindernisse im Ganzen oder zum Theil ihn schikaniren könnten; und man sieht endlich, daß ein zu lebhafter Eifer, **des Guten nur ja recht viel zu thun**, den König so begeistert hatte, daß er diese Hindernisse gar nicht bemerkte oder achtete — ein Umstand, der nur wieder einzig der sehr großen Güte seines Herzens zur Last fallen kann.

Der beste Rath, welchen man dem Könige von Preussen am Anfange des Jahrs 1792, besonders im May und Junius, hätte geben können, war durchaus kein andrer, als: Alles dasjenige treu und genau zu thun, was in dem Allianz-Traktat mit Oesterreich stipulirt worden war, **und nicht mehr, und nicht weniger.** In diesem Traktat stand kein Wort davon, daß Preußen seine ganze Armee aufbieten solle, um

einen

einen Offensiv-Krieg gegen die Franzosen zu führen. Es stand kein Wort: daß ein preußischer Feldherr den österreichischen Feldzug (denn an Oesterreich war eigentlich das Kriegführen) gegen Frankreich, und die österreichische Armee nach der Willkühr einer gewissen Subalternität kommandiren sollte. Es stand kein Wort von einem Manifeste, mittelst dessen man der Stadt Paris Zerstöhrung und Untergang androhen müsse, wenn der Feldzug eröffnet würde *). Es stand kein Wort: daß

Preußen

*) Als am 31ten Julius 1792 der Präsident der National-Versammlung ankündigte, es sey ihm eine Deklaration des Herzogs von Braunschweig an die Einwohner Frankreichs aus Brüssel zugesendet worden, sagte der Deputirte Lejosne: „Es sey dieß ein Pamphlet, das unmöglich von dem kommandirenden Generale der feindlichen Armeen herrühren könne; und man müsse es gar nicht lesen lassen." Ludwig XVI. schrieb hierüber am 3ten August 1792 ei-

nen

auf die Seite zu schaffen. Man sieht ferner, daß der König die beste Parthey ergriffen haben würde, wenn er nichts unternommen hätte, wobey zu erwarten stünde, daß diese Hindernisse im Ganzen oder zum Theil ihn schikaniren könnten; und man sieht endlich, daß ein zu lebhafter Eifer, **des Guten nur ja recht viel zu thun**, den König so begeistert hatte, daß er diese Hindernisse gar nicht bemerkte oder achtete — ein Umstand, der nur wieder einzig der sehr großen Güte seines Herzens zur Last fallen kann.

Der beste Rath, welchen man dem Könige von Preussen am Anfange des Jahrs 1792, besonders im May und Junius, hätte geben können, war durchaus kein andrer, als: Alles dasjenige treu und genau zu thun, was in dem Allianz-Traktat mit Oesterreich stipulirt worden war, **und nicht mehr, und nicht weniger.** In diesem Traktat stand kein Wort davon, daß Preußen seine ganze Armee aufbieten solle, um

einen

einen Offensiv-Krieg gegen die Franzosen zu führen. Es stand kein Wort: daß ein preußischer Feldherr den österreichischen Feldzug (denn an Oesterreich war eigentlich das Kriegführen) gegen Frankreich, und die österreichische Armee nach der Willkühr einer gewissen Subalternität kommandiren sollte. Es stand kein Wort von einem Manifeste, mittelst dessen man der Stadt Paris Zerstöhrung und Untergang androhen müsse, wenn der Feldzug eröffnet würde *). Es stand kein Wort: daß

Preußen

*) Als am 31ten Julius 1792 der Präsident der National-Versammlung ankündigte, es sey ihm eine Deklaration des Herzogs von Braunschweig an die Einwohner Frankreichs aus Brüssel zugesendet worden, sagte der Deputirte Lejosne: „Es sey dieß ein Pamphlet, das unmöglich von dem kommandirenden Generale der feindlichen Armeen herrühren könne; und man müsse es gar nicht lesen lassen.“ Ludwig XVI. schrieb hierüber am 3ten August 1792 ei-

 nen

Preußen sich eigenmächtig in die französisch-österreichischen Angelegenheiten mischen, und am Reichstage zu Regensburg eben so, wie beym Pariser National-Konvent die Vermittler- und Diktator-Rolle spielen solle.

Von dem allem stand kein Wort in dem Traktat. Es waren dieß lauter ungebetene Zudringlichkeiten, Eigenmächtigkeiten, Geschäfteleyen, Gernthuereyen, und das, was man ungeschaffte Arbeit zu nennen pflegt. Nach

dem

nen eignen Brief an den Präsidenten der National-Versammlung, worinn er sagte: „Diese Schrift trägt kein einziges Merkmal, welches die Aechtheit derselben verbürgen könnte. Sie ist durch keinen meiner Minister an den deutschen Höfen, welche unsern Gränzen die nächsten sind, hieher gesandt worden.“ Also gab man diesem ausserordentlichen Manifeste nicht einmal die gewöhnliche diplomatische Form! Von dieser Inkonsequenz stand doch in dem Traktat auch nichts.

dem Inhalt des Traktats hatte Preußen, nachdem der Krieg an Oesterreich erklärt worden war, nichts weiter zu thun, als: sein Kontingent von 20000 Mann Hilfstruppen an die deutschen Gränzen zu stellen, um den Einfall der Franzosen zu hindern, wofür Deutschland gern diese Truppen verpflegt haben würde; — auf die innere Ruhe aller deutschen Staaten und der österreichischen insbesondre zu wachen; — der österreichischen Armee in den Niederlanden aufs möglichste die Zufuhr der Lebensmittel zu erleichtern und selbe zu befördern; — und dann, wenn es gelänge, in Frankreich einzudringen, seine Hilfstruppen dahin zu stellen, wo der österreichische Feldherr es für nöthig finden würde, um seinen Kriegs-Operationen desto mehr Nachdruck und Ausbreitung geben zu können; nicht aber den Pohlen eine Jakobiner-Revolution anzudichten, um diese nämliche Armee mit unbefugten Eroberungen und Theilungen jenseits der Weichsel, die sehr weit von der Seine entfernt ist, zu beschäftigen.

Das war Preußens Rolle, und keine andre. Die Oesterreicher würden mit ihrem Kriege, wenn sie ihn, ohne preußisches Oberkommando, allein geführt hätten, und nicht durch preußische Inkonsequenzen genöthigt worden wären, zuletzt Deutschland gegen die Preußen vertheidigen zu müssen, (denn Franzos und Preuße ist dermalen einerley,) wahrscheinlich im ersten Feldzuge fertig geworden seyn, und die Dinge in Europa befänden sich in einer ganz andern Gestalt, als sie sich seitdem befunden haben. Aber die Faktionen wußten dieß zu hindern. Sie sagten dem Könige von Preußen: eine solche Hilfs-Rolle sey für Preußens unüberwindliche Krieger zu subaltern; Preußen müsse überall voranstehen; der preußische Ruhm vertrage sich nicht mit solcher Dependenz. Ueberdieß gäbe es wahrscheinlich etwas zu erobern und zu theilen; und da müsse der preußische Adler mit seinem Suum Cuique gleich der erste mit seiner Klaue in der Schüssel seyn. Der König mag diesem patriotischen Rath geglaubt haben.

Dann

Dann sagte ihm sein gutes Herz, er müsse für das Wohl der Menschheit alles aufopfern! Endlich beredete ihn seine Liebe zum Ruhm: es sey doch schön, wenn einst die Geschichte ihn den Retter und Beschützer eines unglücklichen Königs von Frankreich nennen werde. — Und so gieng denn der Heerzug nach Champagne; Preußen führte offensiven Krieg, und brach also schon damals einen der wichtigsten Punkte seines Traktats.

Wenn Oesterreich während dem ganzen Kriege gegen Frankreich einen Fehler begangen hat, so war es die gar zu freundschaftliche Nachgiebigkeit gegen das ewige Hofmeistern und Vorschreiben der preußischen Parthey. Man wollte es, um der guten Sache willen, mit dieser Parthey nicht verderben. Aber was nützt denn ein Gehilfe, der nicht so hilft, wie man es verlangt, und der eigenköpfig schulmeistert, ob und wie er helfen will oder nicht. Einen solchen Gehilfen schickt man fort, denn er hin-

dert mehr, als er fördert. Die österreichische Armee hat es im März 1793 hinlänglich bewiesen, was sie vermag, wenn ihr die preußischen unüberwindlichen Krieger nicht querfeldein — zu Hilfe kommen.

Es entspann sich aus diesem gar zu thätigen und offensiven Dareinmischen der preußischen Parthey in den französischen Krieg, ein andrer großer Nachtheil für Oesterreich. Als Preußen seinen passiven Allianz-Traktat mit einem Offensiv-Kriege gegen Frankreich zusammen mengte, wurde das preußische Volk und die preußische Armee böse auf Oesterreich, weil die Faktionen beyde glauben machten: Oesterreich habe Preußen in den Krieg hinein gezogen, und Preußen müsse nun seine Schätze und sein Blut für das alleinige Interesse Oesterreichs aufopfern. Dieß ist allgemein in Preußen geglaubt und erzählt worden, denn die Faktionen predigten es überall von den Dächern, und der König hat es sogar erst neulich dem Reichstage zu Re-

gens-

gensburg offiziell erklären lassen. Das preußische Volk muß aber belehrt werden, daß dieß nicht wahr ist. Man muß ihm sagen, daß sein König aus gutem, und sein Ministerium aus falschem Willen sich in den Krieg hinein gedrungen haben, um — — davon in der Folge.

Der preußische Offensiv-Krieg war nun da, obschon ihn Oesterreich gar nicht verlangt hatte. Man hatte entsetzliche Eroberungs-Plane im Sinn, und sie schienen so leicht ausführbar, daß man nur einer bewaffneten Spazierreise von einigen hundert Meilen zu bedürfen glaubte, um sie alle in Ausübung zu bringen. Die preußische Generalität wollte auf Sankt Lorenz oder Bartholomä in den Thuillerien zu Paris Mittags speisen. Man wählte einen Feldherrn der deutschen Armeen, den man damals den ersten Helden von Europa nannte; der sich aber in der Folge diese Ehre verbethen hat. Oesterreich ließ sich diese Wahl gefallen, obschon mancher-

ley

ley Gründe dagegen zur Sprache kamen. Ich untersuche diese Gründe nicht. Aber ich kann mich nicht enthalten, hier einen Grund öffentlich bekannt zu machen, der damals einer großen Beherzigung werth gewesen wäre, und den man auch wahrscheinlich sehr beherzigt haben würde, wenn er nicht, so wie größtentheils bis jetzt, in einer tiefen Verborgenheit vergraben gewesen wäre.

Eben derselbe Generalissimus, welcher im Julius 1792 die deutschen Armeen nach Champagne führte und am 25ten desselben Monats von Koblenz aus manifestiren mußte: Er wolle Paris zu einem Steinhaufen machen, — wurde am 9ten Januar des nämlichen Jahres, also nur sieben Monate früher, von dem französischen Ministerium, und im Namen Ludwigs XVI. eingeladen: **Die französische Armee gegen Deutschland, und gegen Oesterreich zum Kriege anzuführen.** Dieses Ereigniß ist etwas

stark;

stark; aber es ist unläugbar. Es dokumentirt sich durch folgende Aktenstücke, die ihrer Denkwürdigkeit wegen in einer getreuen Uebersetzung hier wörtlich mitgetheilt werden müssen.

Schreiben des französischen Kriegsministers Narbonne an den regierenden Herzog von Braunschweig.

Paris, den 9ten Januar, 1792.

Monseigneur!

„Gewöhnliche politische Anschläge würden mich nicht bewegen, Ihnen den dreisten Antrag zu thun, den ich wage, im Namen des Königs an Sie gelangen zu lassen; und den ich allenfalls im Namen der französischen Nation thun würde, wenn das Geheimniß welches bey diesem Schritte nothwendig beobachtet werden muß, verstattete, dieselbe zu befragen *). Uebernehmen Sie

*) Ueber so etwas hätte man doch wahrlich auch die Nation befragen sollen, denn es kam

Sie das Kommando der französischen Armee. Ich weiß nicht was der Herzog von Braunschweig, als regierender Fürst und Reichsstand, darauf zu antworten haben mag. Aber ich wende mich auch an denjenigen, der, als Erbprinz *), den kriegerischen Ruhm liebte, und diesen edlen Ehrgeiz schon so oft befriedigt hat. Ich kann Ihnen sagen: Sie werden unter uns einen Ruhm erwerben, der Ihrer würdig ist; und sollte dieß nicht hinreichen, Sie zu überreden?"

„Man wird Ihnen sagen, Monseigneur, daß Sie eine undisziplinirte Armee finden wür-

den.

kam darauf an, der Nation einen fremden Feldherrn zu geben.

*) Haben denn die Erbprinzen heut zu Tage andre Verpflichtungen, als ihre Väter, die regierenden Herren? Leider soll es hie und da manchen Erbprinzen geben, der den Traktaten und Allianzen seines Vaters entgegen arbeitet.

den. Ich antworte: daß politische Zwistigkeiten sie veruneinigt haben; daß sie sich aber wieder unter der Anführung eines Mannes vereinigen wird, welcher seinem eignen Genie alles verdankt, und dessen persönliches Interesse in der Sache der Gleichheit schon zum voraus durch die Vorzüge, welche die Natur ihm gab, schadlos gehalten wird. Man wird Ihnen sagen: daß Sie gegen die Sache der Könige fechten würden *). Aber unsre Grundsätze haben die monarchische Regierungsform geheiliget. Ohne mich auf die Vertheidigung aller unsrer Grundsätze einzulassen, bemerke ich nur, daß der Herzog von Braunschweig verschiedene davon (welche?) in seinen Staaten angewandt hat; daß der größte General in Europa (!!!) sein Land nicht mehr militärisch zu machen gesucht hat, als dessen Umfang gestattete; daß er in allem ins Große gehandelt hat; und daß selbst derjenige Ruhm,

wel-

*) Und da hätte man doch allerdings recht gesagt.

welcher seinem Genie der angemessenste war, ihn nicht von dem Wege für das Glück seines Volks abgeleitet hat.“

„Die Zeit hat schon angefangen, das Uebertriebene unsrer Grundsätze, und das Gewaltthätige unsrer Revolution zu mildern. Aber nichts könnte so wirksam seyn, als die Gegenwart des Herzogs von Braunschweig. Indem er den Eid leisten würde, die Freyheit zu vertheidigen, würde er die Franzosen mit Enthusiasmus erfüllen. Das Mißtrauen, welches uns ins Verderben gestürzt hat, würde ihn nicht treffen. Wer könnte an seinen Worten zweifeln? Bürgen Muth und Tapferkeit nicht am ersten für Treue? Vielleicht wird die Geisel des Krieges von Frankreich abgewandt werden *). Vielleicht ist der Name des

*) Aber um dieselbe Zeit war ja im Jakobiner- und Feuillanten-Klubb, und selbst bey der Majorität der National-Versamm-

des Herzogs von Braunschweig hinlänglich, uns davor zu bewahren *). Aber selbst im Frieden würde ihm die Ehre gebühren, eine Macht erschaffen zu haben, indem er die Armee wieder organisirte."

"Die Fehler, welche Frankreich begangen hat, und die Feinde dieses Reichs, mögen vielleicht verursachen, daß man es als ein ganz vernichtetes Reich ansieht. Vier und zwanzig Millionen Menschen, entfernte Besitzungen, Künste, Reichthum, alles das hat man vergessen. Aber alles dieses ist noch vorhanden, und erwartet nur den Schutz der Ordnung. Die französische Nation ist des Enthusiasmus fähig. Ew. Durchlaucht Beyspiel und Ruhm werden ihn beleben. Sie werden durch diese Empfin-

dun-

sammlung, der Krieg gegen Oesterreich so gut als beschlossen.

*) Oesterreich würde sich vor diesem Namen wohl eben so wenig gefürchtet haben, wie die Pariser Jakobiner.

dungen eine Nation vereinigen, welche nur durch die Zwietracht ins Verderben gestürzt werden kann. Endlich wird Ihre Gegenwart den Feinden die Hoffnung benehmen, und die Aufrührer, **welche uns mit allen Waffen des Schreckens zerreissen, derselben berauben** *). Das Wort Furcht wird aus der Sprache eines Volks verbannt werden, dessen Vertheidigung Sie übernehmen, und Sie werden alle Arten von Ehre einerndten, indem Sie Frank-

*) Diese und noch einige andre Stellen dieses Schreibens scheinen es zu beweisen, daß die Absicht dieser Einladung minder einen auswärtigen Krieg, als die innre Ordnung der Dinge bezielte. In diesem Betracht, aber auch nur in diesem, würde der Herzog von Braunschweig Frankreich und Europa große Dienste haben leisten können. Aber freylich bemerkte er die gar zu verwickelten Schwierigkeiten, welche ihn bey diesem Geschäft belästigen und kompromittiren würden, und lehnte daher am sichersten die Einladung von sich ab.

Frankreich die Ruhe wieder verschaffen, welche dazu nöthig ist, gute Gesetze zu geben, und dem Könige die ewige Dankbarkeit desjenigen Volks zu sichern, welchem er den Herzog von Braunschweig zum Vertheidiger gegeben haben wird."

„Man wird Ihnen sagen, daß die französische Konstitution, **die Sie schwören würden aufrecht zu erhalten** *),

sehr

*) Dieß war ohnstreitig die bedenklichste Klausel der Einladung; denn man wußte, daß diese Konstitution nicht haltbar sey; daß der französische Hof sie verabscheue, und daß alle kombinirte Mächte sich dagegen erklärt hatten. Wie konnte nun einem monarchischen deutschen Reichsfürsten zugemuthet werden, eben diese Konstitution zu **beschwören**? — Wenn man überhaupt dieses ganze Schreiben mit Nachdenken und mit Kombination der Umstände, unter welchen es erlassen wurde, durchliest, so findet

man

sehr fehlerhaft sey. Aber so wie sie ist, bleibt sie immer eine große Epoche des menschlichen Geistes; und es ist nicht erlaubt, über sie zu urtheilen, so lange man sie nur in den Unruhen eines Bürgerkrieges gesehen hat, der wirklich schon vorhanden ist, obschon der Name noch nicht ausgesprochen wird."

„Das französische Volk will sich unter den Trümmern dieser Konstitution begraben lassen; und es ist in diesem Entschluße etwas

He-

man überall Beweise von der peinlichen Verlegenheit, in welcher sich damals das französische Kabinet befand, und man sieht mit Bedauern, daß dieses Kabinet von einem verkehrten und gewagten System so lange zu einem andern hinüber schwankte, bis am Ende alle verrathen, vereitelt, und zu seinem eignen Verderben benützt wurden. Es war nirgend planmäßige Einheit und Festigkeit in diesen Systemen, und die meisten hatten das offenbare Gepräge einer schimärischen Abentheuerlichkeit.

Heroisches, welches den Herzog von Braunschweig, wenn er sich zu ihren Feinden gesellen sollte, nöthigen wird, zu gestehen, daß diese Nation ihrem Sieger, selbst wenn sie überwunden wird, den Ruhm streitig macht *).

„Wenn ich das Staatsinteresse von Europa hier einer kalten Prüfung unterwerfen wollte, so würde ich Ew. Durchlaucht beweisen: **wie nützlich mein Antrag ist** (!!!) — Aber ich habe meine Hoffnung nur auf die karakteristische Liebe zum Ruhm gegründet, welche man bey Ew. Durchlaucht voraussetzen muß. Zu diesen Empfindungen habe ich reden wollen; es ist die Sprache des Alterthums, so wie die Römer sie hätten führen können. Der Ruhm des **Herzogs von Braunschweig** schien mir ein Zeitgenosse jener Helden."

„Wenn

*) Wie offenbar ist es nicht, daß Narbonne dieses Schreiben so eingerichtet hat, um es, erforderlichen Falls, der Nation lesen lassen zu können!

„Wenn ich mein Vaterland dadurch zu retten im Stande wäre, daß ich Ew. Durchlaucht zu dem kühnen (??) Entschluße bewege, den ich Ihnen antrage, so werden Sie nicht zweifeln, daß ich, in meiner Stelle, alles Mögliche thun werde, Ihre Absichten zu unterstützen; und Sie würden den Enthusiasmus, der diesen Brief diktirt hat, in der sorgfältigsten Bemühung wieder finden, daß der edle Schritt, zu dem ich Sie bewogen hätte, glücklichen Erfolg haben möge."

„Herr de Cûstine *) wird Ew. Durchlaucht von dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs genaue und vollständige Rechenschaft geben können. Die Antmort, welche Sie ihm erthei-

len

*) Der jüngere, Sohn des bekannten Generals, der um diese Zeit als geheimer Negoziateur an mehreren deutschen Höfen herum geschickt wurde. Nach der Zeit traf auch ihn die Guillotine.

len werden, wenn Sie ihn gehört, und diesen Brief gelesen haben, wird, in der Waage des Schicksals der Reiche, viel ausmachen. Aber Monseigneur, wenn meine Hoffnung getäuscht würde; wenn Sie dem Antriebe ihres eigenen Geistes widerstehen, so ist dennoch unter Ihnen und der französischen Nation noch nicht Alles aus *). Wir werden noch den Ehrgeiz haben, so viel Ruhm zu erwerben, daß es dem Herzog von Braunschweig gereue, den Wunsch, den ich, im Namen des Volks und des Königs, geäussert, nicht erfüllt zu haben."

Ich bin u. s. w.

Unterzeichnet: de Narbonne.

Antwort des Herzogs von Braunschweig.

Braunschweig, den 26ten Januar 1792.

„Der Brief, den Sie mir die Ehre erzeigt haben, an mich zu schreiben, erregt in

*) Dieser Ausdruck bedürfte eines Kommentars. Ich getraue mich nicht, denselben zu machen.

mir die ehrfurchtvollste Dankbarkeit gegen den König, und die lebhaftesten Empfindungen über die Art, wie Sie die Befehle Sr. Majestät ausgeführt haben. Ich will mich nicht dabey aufhalten, Ihnen die Eindrücke zu beschreiben, den Ihr Antrag auf mich gemacht hat. Sie haben denselben in Ausdrücken gethan, die so geschickt sind, mein Gemüth zu rühren. Die Vorstellungen von der Lage eines Soldaten, welcher in der Armee einer Nation gebraucht wird, der keine Art des Ruhmes fremd wird, und die in diesem Fache Männer hervor gebracht hat, welche man leichter bewundern als erreichen kann, ist für die Einbildungskraft sehr verführerisch."

„Aber ungeachtet alles Glanzes der Lage, zu der Sie mich berufen, befinde ich mich in der Nothwendigkeit, Sie innständigst zu bitten, Sr. Majestät die Gründe vorzulegen, welche mich nöthigen, auf die Vorzüge meiner Lage Verzicht zu thun, in welcher ich Befehle

aus-

auszurichten hätte, die von einem großen und gerechten Monarchen, und der sein Volk glücklich macht, herrührten. Meine Verhältniße als Stand des deutschen Reichs sind dem Könige nicht unbekannt *). Diejenigen Verhältniße, welche mich mit dem Könige von Preußen, seinem hohen Hause, seiner Monarchie, und seiner Armee verbinden, sind Ihnen bekannt. Erlauben Sie mir, das Geständniß hinzu zu fügen, daß ich mich unfähig fühle, eine Stelle anzunehmen, welche Talente erfordert, die ich weit entfernt bin, mir zueignen zu können **); ob ich gleich über-

*) Desto sonderbarer ist es denn eben auch, daß das französische Kabinet einem deutschen Reichsstande diesen Antrag machen konnte! Es mußten doch Gründe vorhanden seyn. Man sieht übrigens, mit welcher edlen Offenheit der Herzog den Antrag abzulehnen wußte.

**) Diesem Grunde steht ein andrer entgegen, daß nämlich der Herzog bald darauf das Kom-

überzeugt bin, daß ein so aufgeklärter Minister, als Sie, am geschicktesten ist, durch seine Einsichten zu Hilfe zu kommen, und die Besorgnisse zu verscheuchen, die ein gerechtes Mißtrauen in mich erregen könnte."

„Ich kann nicht verabsäumen, Ihnen noch einen Nebengrund bemerklich zu machen. Meine Gesundheit hat durch einen heftigen Anfall einer hartnäckigen Krankheit gelitten, deren Wirkungen noch nicht verschwunden sind."

„Ich ersuche Sie, dem Könige die ehrfurchtsvollen Gesinnungen vorzutragen, mit welchen mich die Anträge Sr. Majestät erfüllen, und demselben meine Wünsche für den Ruhm

und

Kommando der deutschen Armeen übernahm, wozu es doch fast eben so viel Talent bedurfte, als zum Kommando der französischen Linien-Truppen; denn Sanskulotten würde ihm der König nicht zu kommandiren gegeben haben.

und das Glück dieses großen Monarchen darzubringen."

„Mit dem lebhaftesten Vergnügen habe ich Herrn Cüstine aufgenommen. Seine Talente, seine Klugheit kündigen einen Mann an, der seiner Nation Ehre macht, und wohl verdient, derselben anzugehören."

„Ich habe die Ehre zu seyn u. s. w.

Unterzeichnet: Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig.

Als Pendant zu diesen Briefen kann die Anekdote dienen, welche späterhin in mehreren öffentlichen Blättern erzählt worden ist: Es habe in Frankreich eine ansehnliche Parthey gegeben, welche den Herzog von Braunschweig zum Könige von Frankreich erheben wollte!!! Meine Notitzen reichen nicht so weit, diese Anekdote verbürgen zu können.

Ob die voranstehenden Briefe dem Könige von Preußen schon damals, als sie gewechselt wurden, oder auch nur bis jetzt bekannt geworden sind, weiß ich nicht. Wenn sie ihm aber einst bekannt werden sollten — und ich hoffe, gegenwärtige Schrift soll zu seiner Kenntniß kommen — so steht zu vermuthen, er werde sie als einen großen Gegenstand seines Nachdenkens betrachten, und dabey die Bemerkung machen: Es wären von Zeit zu Zeit so manche geheime Dinge hinter seinem Rücken geschehen, die ihn in seiner Politik nothwendig irre führen mußten, weil seine Politik auf ganz andern Wegen wandelte, als jene geheimen Dinge sie wollten wandeln lassen.

Der offensive preußische Feldzug wurde eröffnet. Der König zog persönlich zu Felde. Seine Prinzen begleiteten ihn. Man nahm ohne Schwierigkeit Longwi und Verdün. Die preußische Armee stand in der Ebene von Chalons, und der Weg nach Paris schien ihr völlig

offen

offen zu stehen. Zwey merkwürdige Umstände beweisen dieß fast augenscheinlich, und sie sind von der Art, daß sich ein wohlverabredeter Plan von Seiten der rojalistischen Parthey dabey vermuthen läßt. Eben da die Preussen ihre ersten siegreichen Fortschritte zu machen anfiengen, flüchtete la Fayette aus Frankreich, und bald darauf legte Lukner das Kommando nieder, so daß sich die französische Armee ohne Befehlshaber, in der schlimmsten Desorganisation, und in einer Lage befand, daß eine Ueberrumpelung derselben an allen Punkten, eine völlige Zugrundrichtung derselben gewesen seyn müßte. Dümourier, in diesem Falle gewiß ein glaubwürdiger Zeuge, gesteht dieß ganz offenherzig in seinen Memoires ein, und er wirft den Preußen nicht weniger, als zwölf grobe Fehler vor, welche sie binnen zwey Monaten in Champagne begangen hatten.

Da seine Memoires nicht in Jedermanns Händen sind, so ist es der Mühe werth, einige

seiner

seiner hieher gehörigen Bemerkungen hier anzuführen. Er meint — und viele andre kluge Leute haben dieß auch gemeint: der König von Preußen hätte gar nicht zur Armee gehen sollen, denn seine Gegenwart schenirte den Herzog von Braunschweig, und hinderte ihn, (der, nach Dümouriers Behauptung, ohnehin nicht Muth genug hatte) in seinen Operationen. Die begangenen Fehler waren folgende. Nebst Verdün hätte zugleich auch Montmedy angegriffen werden sollen, denn man hatte dazu mehr Truppen, als nöthig waren, und hiedurch wären die Winterquatiere, oder der Rückzug gesichert worden. —

„Die Preußen *) wußten la Fayettes Desertion mit seinen Staabsoffizieren und seinem Generalstabe. Dieses Ereigniß war sehr wich-

*) Ich lasse Dümourier selbst reden. Man sehe dessen Memoires 3ten Theil, 14tes Kapitel, S. 245. u. s. f. nach der Hamburger deutschen Uebersetzung.

wichtig. Warum entschloß man sich nicht auf der Stelle ein Korps von 30000 Mann nach Stenai und Mouzon zu schicken, die Armee, die ohne Anführer war, anzugreifen, zu einer Zeit, wo sie noch in der ersten Bestürzung war? — — Es ist ausgemacht, daß, wenn sich ein Korps feindlicher Truppen zwischen dem 22ten und 28ten August vor Mouzon gezeigt hätte, sich die französische Armee zerstreut haben würde. Vielleicht hätte sich sogar ein Theil der Linientruppen, besonders Kavallerie, zu ihnen geschlagen. — — Sobald Longwi eingenommen war, mußte man sogleich auf die Nachricht von la Fayettes Flucht, unverzüglich auf Mouzon und Sedan losgehen, und die französische Armee mit fortzureissen oder zu zerstreuen suchen. Es wäre ein Staatsstreich, und doch den Regeln der Kriegswissenschaft gemäß gewesen, denn sobald diese Armee vernichtet war, blieb weiter kein Hinderniß, sowohl um den Krieg methodisch

zu

zu führen, als auch die Expedition nach Paris ins Werk zu richten *)."

„Die Preussen griffen Verdün mit 50000 Mann an. Es bedurfte keiner so großen Armee, um Verdün einzunehmen. Der Herzog von Braunschweig hatte die Absicht, nach der Einnahme von Verdün, seine Armee nach Paris zu führen. Während der Belagerung hätte er den General Kalkreuth mit 20000 Mann detaschiren müssen, sich der Argonnen-Defileen zu bemächtigen. — — Da die Belagerung von Verdün nur zwey Tage dauerte, hätte er schon den 3ten oder 4ten an die Stelle der Kalkreutschen Armee, in die Stellung bey St. Menehould rücken können, und dieser General (Kalkreuth) hätte sich nach Chalons gewendet, wo er sehr starke Magazine gefunden hätte. Sobald die preußische Armee die Marne inne gehabt

*) Im Manifeste stand so was. Aber Manifeste sind keine Evangelien, an die man sich so strenge binden müßte.

habt hätte, würde sie Alles im Ueberfluß gehabt haben *)."

„Alle diese Fehler werden gemacht; Verdün wird den 2ten eingenommen; Dümourier kommt nur erst den 4ten im Lager bey Grandprey an. Warum läßt der Herzog von Braunschweig sechs köstliche Tage in Verdün verlohren gehen, und marschirt nicht sogleich auf Grandprey, die Franzosen über den Haufen zu werfen, ehe sie Zeit hatten, sich zu verstärken? Warum weiß er nicht, daß General Dümourier aus Mangel an Truppen genöthigt gewesen ist, den Paß bey Chenepopuleux unbesezt zu lassen **)?"

„Man

*) Man denkt doch fast überall zuerst an den Magen. Hier scheint es, die Preußen wären lediglich darum nach Champagne geführt worden, um mit ihrem eignen Magen Krieg zu führen, denn man benahm ihnen sogar die Möglichkeit, von dem Ueberfluß des Feindes etwas essen zu können.

**) Es wird an Spionen gefehlt haben!!!

„Man läßt nicht nur den französischen General entwischen, und einen unglaublichen Rückzug machen, den man voraus sehen mußte, weil er kein andres Mittel ergreifen konnte, sondern man verfolgt ihn nur mit einigen Husaren, und setzt sich nicht in den Stand, einen panischen Schrecken, der sich seiner Armee bemächtigt hatte, und die daraus entstehende Unordnung und Flucht zu benutzen, sondern läßt ihn ruhig das sehr gute Lager bey St. Menehould einnehmen, und giebt ihm Zeit, seine beyden Truppenvereinigungen zu bewirken *).“

„Wäre der König von Preußen den 19ten früh auf Valmy und Ohizaucourt erschienen, statt den 20ten daselbst zu paradiren, so

würde

*) Das war ja so im Plane. Dümourier stellt sich doch gar zu unschuldig! Dieß benimmt seinen sonst so lehrreichen Memoires den Kredit. Weiß er nichts von den Faktionen?

würde Beurnonville seines Weges nach Chalons, und Kellermann nach Bar zurück gegangen seyn. Alsdann wäre Dümourier in der That zum zweytenmale eingeschlossen worden *)."

„Den 20ten früh Morgens setzte ein Irrthum von Kellermann den Herzog von Braunschweig in den Fall, Kellermann im Angesicht seines Kollegen zu schlagen, wie Hannibal den Minutius im Angesicht des Fabius schlug. Er that es nicht, sondern begann ganz gemächlich eine unnütze Kanonade, die ihm Leute kostete, und vier köstliche Stunden wegnahm, statt durch einen raschen Angriff, dessen Erfolg unfehlbar, und dessen Versuch mit keiner Gefahr verknüpft war, die Sache sogleich zu entscheiden, denn er hatte ja einen sichern Rückzug **)." „Aber

*) Das wär nicht gut gewesen. Die Oesterreicher hätten dann Lille und noch mehr genommen. Welches Unglück!

**) Wer denkt an einen Rückzug, wenn er vorwärts erobern soll!

„Aber dieser Fehler entspringt aus einem noch weit beträchtlicheren. Da es dem Herzog von Braunschweig gelungen war, den General Dumourier aus seinem Posten bey Grandprey zu vertreiben, so war es ihm leicht, zu berechnen, daß Dumourier bey dieser Stellung, seine Bäckerey und seine Magazine in Chalons haben muste; daß also diese Stadt der Waffenplatz und das Depot von Hilfsmitteln aller Art wäre *). Chalons ist nur wie ein großes Dorf zu betrachten, dessen Häuser alle von Holz sind, und welches also keines Widerstandes fähig ist. Beurnonvilles Korps, welches nach einem vierzehntägigen Marsch ohne Rasttage daselbst angekommen war, mußte ermüdet, folglich zu keiner Gegenwehr aufgelegt seyn. Die zu Chalons und im Lager zu Notre Dame de l'Epine befindlichen neuangeworbenen Truppen, würden die Bestürzung und die Unordnung bloß vermehrt haben. Statt nun vor dem Lager bey

*) Man sehe die obige Anmerkung vom Magen!

St. Menehould zu paradiren *), würde der Herzog einen entscheidenden Streich ausgeführt haben, wenn er mit seiner ganzen Armee gerades Weges nach Chalons geeilt wäre, und Alles, was er dort vorgefunden, rasch angegriffen hätte. Er hätte s i c h e r l i c h alle Truppen zerstreut, und die Magazine weggenommen **). — — Dieses Versehen, das größte, welches der Herzog von Braunschweig gemacht hat, (dieser Meynung sind wir auch,) ist entscheidend gewesen. Er ist entweder zu methodisch, oder zu langsam zu Werke gegangen ***)."

Ende.

*) Dieß versteht keine Armee besser, als die preußische.

**) Dann hätten ja die Preußen zu essen gehabt. Das durfte durchaus nicht seyn.

***) Vielleicht auch keines von beyden. Er ist von den Faktionen beherrscht und betrogen worden.

Endlich, da in der Folge Chalons weder mit der ganzen Armee, noch Detaschementsweise angegriffen werden konnte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, verfolgt, angegriffen und vielleicht geschlagen zu werden; da die Armee durch eine grausame Ruhr geschwächt war, die Pferde keine Fourage und kein Wasser hatten, die Zufuhr fern und beschwerlich war, und der Hunger im Lager wüthete *) — jetzt konnte der Herzog von Braunschweig nichts voraussehen, als die Nothwendigkeit des Rückzuges; und es ist ein sehr wesentlicher Fehler, daß man gezögert hatte, diesen Entschluß zu fassen. Jeder Tag, den er durch seine Unentschlossenheit verlohr, vermehrte die Leiden, den Verlust und die Gefahren seiner unglücklichen (!!!) Armee **); denn endlich mußte

te

*) Eben da hatte man seinen Zweck erreicht.

**) Desto besser! Ihm gab man die Schuld; und die Faktionen lachten in die Faust.

te man sich doch zu diesem einzigen Auswege entschließen." — —

Nebst diesen großen und wesentlichen Fehlern, geschahen nach Dümouriers fernerer Aussage, noch einige andre, minder wichtige. Es geschahen aber noch zwey der allerwesentlichsten und allerunverzeihlichsten — nicht bloß Fehler — sondern, wie man sie der Wahrheit zur Steuer geradeweg nennen muß: verrätherische Unbesonnenheiten, deren Dümourier nicht ausführlich erwähnt, weil sie ausserhalb dem Zwecke seiner Memoires liegen. Es waren folgende: Man berief die Armee des österreichischen Generals **Erbach**, die den Rhein gegen die französischen Einfälle zu beschützen hatte, im **Namen des Königs von Preußen**, von da ab, vereinigte sie mit der **unglücklichen** preußischen Armee in Champagne, und eröffnete hie durch **völlig absichtlich** alle Thore zu **Cüstines Einmarsch** nach **Maynz**. Als dieser Einmarsch glücklich zu Stande gebracht,

und während dem die preußische Armee dem Hungertode nahe gebracht worden war, hatte man einen zweyfachen giltigen Vorwand, die preußische Armee an den Rhein zurück zu führen, wodurch denn natürlich der ganze Gewaltdruck der französischen Armee lediglich auf die zu schwache österreichische Armee fallen, und also Brabant fast unvermeidlich verlohren gehen mußte. Diese zwey Thatsachen haben es bewiesen: daß der Zweck und die Folge des preußischen Heerzuges nach Champagne nichts anders gewesen ist, als den französischen Krieg in die Niederlande, und ins Innre Deutschlands zu spielen. Darum und dazu geschahen in Champagne einseitige preußische Unterhandlungen; und wir werden in der Folge hören, was eigentlich unterhandelt worden ist.

Hier beschränke ich mich nur auf die Frage: Ob alle diese Fehler, Thatsachen und Verräthereyen der Person und der persönlichen Politik des Königs von Preußen zur Last zu legen sind?

Und ich behaupte: Nein! Der König meinte es gewiß aufrichtig und gut, und eben so gewiß der Herzog von Braunschweig. Man hat diesem Fürsten sehr viel zur Last gelegt; aber wahrscheinlich größtentheils mit Unrecht *). Es wäre zu wünschen, der Herzog thäte das, was

*) Es sind Urkunden und Thatsachen vorhanden, welche dieß beweisen. Aber man ist nicht berechtigt, sie bekannt zu machen. Der Herzog hat sich mehrmalen ausdrücklich dahin erklärt: „Ich stand immer in der zuversichtlichen Erwartung, daß die vereinten Mächte gegen Frankreich, durch Einmüthigkeit und Beseitigung aller Absichten, die nicht geradehin zum gemeinen Endzweck führten, die großen Absichten ganz, oder zum Theil, erreichen würden, wodurch denn wahrscheinlich dem ganzen System eine andere Richtung würde gegeben worden seyn."

was ihm von mehreren Verehrern seiner Person gerathen worden ist. Er sollte noch bey seinen Lebenszeiten, und nicht erst nach seinem Tode, eine aufrichtige Geschichte seiner Feldherrschaft in die Welt schicken. Er sollte die Dinge alle so erzählen, wie sie geschehen sind, und wie er sie, zum Verdruß seines Herzens, mit Augen gesehen hat. Was kann ihn hindern? Der Faktions-Dirigent Herzberg ist endlich einmal todt. Sein Haus steht durch die Vermählung seiner Tochter mit dem englischen Thronfolger, mit England in solchen Verhältnissen, daß er das Haus Preußen nicht fürchten darf. Ja, er würde diesem Hause, und seinem Schwager, dem Könige, vielmehr einen wesentlichen Dienst erweisen, wenn er die Ränke der preußischen Faktionen entlarvte, und ihm im Angesicht der Welt erzählte, wie schändlich er den ganzen Krieg hindurch von so vielen Seiten her betrogen und sürprenirt worden ist.

Der Feldzug nach Champagne hat sein Abentheuerliches nur durch die verkehrten und verrätherischen Maasregeln erhalten, nach welchen er unternommen und vollendet wurde. Man hat viel über das Vorhaben, nach Paris zu marschiren, gespottet. Die Frage ist: Ob es unmöglich war? Denn war es möglich, so war es auch das Einzige und Nothwendigste, was man thun mußte. Dümourier gesteht die Möglichkeit ein, wie wir oben gelesen haben; und er, als französischer Ober-Feldherr konnte dieß doch am besten wissen. Der panische Schrecken in Paris, welcher in der gräßlichsten Verwirrung das Vaterland in Gefahr erklärte, bewies diese Möglichkeit gleichfalls. Alles hatte daselbst den Kopf verlohren; und ohne Dantons ausserordentliche Standhaftigkeit, die vielmehr Verzweiflung hieß, wäre Paris wahrscheinlich verlohren gewesen.

Die französischen Prinzen sind bey dieser Sache stark ins Spiel gemischt worden. Man über-

überhäuft sie mit Vorwürfen, daß sie die Expedition nach Frankreich gar zu leicht geschildert, und mit einem großen Anhange, der sich gleich an sie anschließen würde, geprahlt hätten. Das konnten sie thun, ohne daß sie Vorwürfe verdienen; denn die Sache war wirklich so, wie sie sagten. Aber glauben mußte man ihnen nicht so blindhin, und nicht aus einem regelmäßigen Kriege eine bloße Spazierreise, wie einst nach Holland, machen wollen. Die preußische Armee gehörte nicht den französischen Prinzen; folglich hatten sie derselben auch nichts zu befehlen. Und wann lassen wohl Preußen sich von andern Leuten etwas befehlen? — Die Prinzen hatten wirklich Anhang, und haben ihn noch. Aber er konnte nicht wirken, bis die deutsche Hilfs-Armee nahe genug war, ihn zu unterstützen.

Koblenz war der rechte Ort nicht, wo man ein Manifest erlassen konnte: daß Paris zum Steinhaufen gemacht werden solle. So etwas

konnte man allenfalls zu Meaux, oder am besten an den Barrieren von Paris selbst manifestiren, vorausgesetzt, daß gleich hundert tüchtige Kanonen bey der Hand waren, um durch eine wohlangebrachte Salve zu verstehen zu geben, daß es mit dem Manifest Ernst, und daß man in der Nähe sey. Dann hätte sich schon Anhang gefunden, wie dieß in Longwi, Verdün, Condé, Valenciennes, Quenois u. s. w. der Fall wirklich war. Daß diese und andre Städte gleich bey der ersten Aufforderung den Preußen ihre Thore öffnen zu müssen präsumirt wurden, war eine unpolitische Uebereilung, die sich mit einem regelmäßigen Kriege nicht vereinigen läßt. Die Städte mußten erobert werden, theils um nicht heut oder morgen diejenigen, welche sie freywillig eröffneten, als Verräther der Nationalrache Preis zu geben; theils, weil in jeder Stadt zwey Partheyen, und die Jakobiner-Parthey meistens, wenn nicht die zahlreichste, doch die mächtigste und wüthendste war. Man mußte also diese Parthey

schrecken, und jene ermuntern; und hiezu war ohnstreitig das beste Mittel — Bomben, aber nicht Manifeste.

Dümourier sagt: das berufene Manifest, welches die Zerstöhrung von Paris dekretirte, habe ein französischer Minister gemacht. Mag es gemacht haben, wer es will! es war Unsinn *). Die Jakobiner mußten dadurch in die allerärgste Wuth gejagt werden, wenn sie nur noch einen Funken Ehre und Furcht im Leibe hatten. Die königlich Gesinnten mußten vor allen Dolchen der Jakobiner zittern, denn das Manifest bezeichnete sie zu deutlich als Mitverstandne der Preußen. Die königliche Familie ge-

*) Es ist erwiesen, daß der Herzog von Braunschweig für seine Person keinen andern Theil daran hatte, als daß er nach langem Zureden und Weigern endlich nachgiebig genug war, es zu unterschreiben. — In Oesterreich wußte man gar nichts davon, bis man es in den Zeitungen las.

gerieth in die offenbarste Gefahr. Leute, die zu urtheilen wußten, sagten an dem ersten Tage, da sie das Manifest zu Gesicht bekamen: Nun ist es unvermeidlich, daß die französische Revolution ihr Extrem erreichen muß.

Den letzten Julius kam das Manifest nach Paris. Den zehnten August war Ludwig XVI. vom Throne gestürzt.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bemerkungen eines Sachkundigen über den Preußischen Separat-Frieden und die innern Veranlassungen desselben

Hamburg [u.a. 1796

J.publ.e. 44 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10555310-3
VD18 14396254-001